

sie so in Unselbständigkeit. Aber alle Menschen lernen durch Erfahrung und nicht durch Verbot und Kontrolle. Auch wir lernen immer wieder durch unseren Liebeskummer.

Zum Schluss meine Wünsche an die Juristinnen: Ich habe in unterschiedlichen Einrichtungen erlebt, dass Eltern und/oder gesetzliche Betreuer_innen darüber entschieden haben, ob der Täter nach einer Vergewaltigung angezeigt werden soll. Verfahren werden nicht aufgenommen (weil die Frauen behindert sind), es braucht „leichte Sprache“, um sich zu verstehen/verständigen bei Polizei und vor Gericht.

Es gibt immer noch „Gefälligkeitssterilisationen“, die Eltern kennen jemanden, der jemand kennt... Hier braucht es entsprechende Aufklärung, dass das eine Straftat ist. Auch Ärzt_innen müssten gesetzlich verpflichtet werden, leichte Sprache zu lernen, die Erfahrung vieler Frauen ist, dass die Ärzte mit den Betreuern sprechen und nicht mit ihnen.

(Weitere) Veröffentlichungen zum Thema „Was dürfen gesetzliche Betreuer?“ sind wünschenswert. In diesen Bereichen wünsche ich mir die Unterstützung des Deutschen Juristinnenbunds e.V..

DOI: 10.5771/1866-377X-2017-4-172

Die Uhr, die nicht tickt – über das schlechte Image der kinderlosen Frau¹

Sarah Diehl

Autorin und Aktivistin, Berlin, Panel Sicherung der reproduktiven Gesundheit von Frauen

Als weiblicher Teenager sitzt man öfter irritiert vorm Fernseher darüber, welche miserablen Rollenvorbilder einem als Frau aufgetischt werden. Versucht man gerade die Freiräume für die eigene Lebensgestaltung zu ergründen, ist man plötzlich mit weiblichen Charakteren konfrontiert, denen zwar angeblich alle Türen offen stehen, die sich dann aber doch qua ihres biologischen Schicksals an Kind und Kegel binden lassen. Ich erinnere mich an einen solchen Moment bei dem Spielfilm Harry und Sally. Sally saß mit ein paar Freundinnen um einen Kaffeetisch herum, die Frauen sprachen darüber, dass die biologische Uhr nun ticken würde, quasi im Chor, und sie nun bald einen passenden Mann dafür finden müssten. Schon damals habe ich mich darüber geärgert, dass keine Frau aus dieser Runde ein anderes Lebenskonzept aufzeigte; die Angst vor der Endlichkeit der eigenen Gebärfähigkeit wurde als kollektive weibliche Erfahrung dargestellt, als wäre sie zwangsläufig an die Identität der Frau geknüpft. Wenn mir aber meine innere Uhr jetzt mit Mitte 30 etwas sagt, dann, dass ich im besten Alter bin, um ein Buch über gewollte Kinderlosigkeit zu schreiben. Denn dass mein Stündchen angeblich geschlagen hat, darauf weist mich weder mein Körper, noch meine Psyche, sondern einzig die Gesellschaft hin. Also habe ich mich und meine Freundinnen gefragt, warum Kinderlosigkeit bei Frauen eigentlich als ein solches Schreckgespenst aufgebaut wird. Kinderlose ebenso wie Mütter sind es gleichermaßen leid, ihren Lebensentwurf gegenüber dem vorherrschenden Mutterideal verteidigen zu müssen.

Mutterschaft ist vor allem in Deutschland kaum mit dem Bild einer autonomen Frau zu vereinbaren, und die Familienpolitik hat sich jahrzehntelang darauf ausgeruht, dass Frauen die Ansprüche an ihre selbstbestimmte Lebensgestaltung wieder runterschrauben.

Denn es hat eine lange Tradition, Frauen einzubläuen, dass sie durch ihre Gebärfähigkeit unfrei sind und ihr Heil besser im Heim suchen, statt raus in die Welt zu gehen: Die Mär vom Mutterinstinkt, die im 18. Jahrhundert in den aufkommenden Naturwissenschaften und der Pädagogik etabliert wurde², eignete sich bestens, um jede Emanzipationsbestrebung von Frauen zu unterdrücken und wirkte als Propagandamittel, um Frauen an Kinder und das Heim zu binden und der Verfügungsgewalt von Staat und Ehemann zu unterstellen. Und sie hält sich bis heute im pseudowissenschaftlichen Allgemeinwissen. Wenn Weiblichkeit einen Bezug zu Leben, Liebe und Fürsorge darstellen soll und Frauen qua ihrer Natur eine Kompetenz für Pflege und Empathie unterstellt wird, kann ihnen daraus leicht ein Strick gedreht werden: Denn wenn sie dem nicht nachkommen, gelten sie als selbstsüchtig, gefühlskalt und unnatürlich. Die „Natur“ scheint keine Freundin der Frau zu sein, denn sie wird rhetorisch immer gegen ihre Autonomie in Stellung gebracht. Dieser Absolutheitsanspruch der Mutterschaft erschwert es den Frauen immer noch, ihre bitter erkämpften Freiräume aufrecht zu halten.

In den letzten fünfzig Jahren haben sich in Deutschland vor allem zwei Dinge getan, damit Frauen ein selbstbestimmteres Leben führen können. Zum einen können sie auch unabhängig von einem Ehemann auf eigenen Beinen stehen. Ihr finanzieller und sozialer Status wird nicht mehr durch ihre Heirat bestimmt. Zum anderen haben sie durch sichere Verhütungsmethoden und die Zugänglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs die Kontrolle über ihre Fortpflanzung erlangt. Und siehe da: Frauen bekommen tatsächlich weniger Kinder. Und so lauert unsere Gesellschaft fast spöttisch auf die späte Reue der Kinderlosen, um ihr Frauenbild

1 Aus dem Buch „Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich. Eine Streitschrift.“, Arche Literatur Verlag, 2014.

2 Badinter, É. (1981). Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: Piper. Vincken, B. (2011). Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. Frankfurt a.M.: Fischer.

gerade zu rücken, das besagt, dass Frauen eher für andere Menschen da sein sollen als für sich selbst. Und das ist so präsent, dass es von Frauen selbst verinnerlicht wird. Denn Frauen fehlt es immer noch an Vorbildern und einer Sprache, mit der sie ihre Kinderlosigkeit als positives Selbstverständnis formulieren können. Auch in der Arbeitswelt stellt für Frauen die Zuschreibung des Mutterinstinkts und somit der Fürsorgearbeit einen beträchtlichen „Standortnachteil“ dar, wenn es um die Positionierung auf dem Arbeitsmarkt, das Einkommen und die soziale Sicherung geht. Denn solange Fürsorgearbeit als etwas Privates angesehen wird, wird sie immer an den Frauen hängen bleiben, die mit ein paar Hilfen zur Vereinbarkeit abgespeist werden, was auch überdeutlich macht, dass es bei Familienpolitik weniger um Kinder, Mütter und menschliche Bedürfnisse, sondern um Wirtschaft und das Regulieren der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern geht. Mit der weiblichen Kinderlosigkeit geht also die zwar unsichtbare, aber selbstverständlich eingeforderte Arbeitskraft der Hausfrau und Mutter verloren und damit ein wichtiger Pfeiler unserer Ökonomie. Und die Panik über die Kinderlosigkeit erklärt sich dadurch, dass Frauen sich nicht mehr über das Versprechen von Liebe und sozialem Status zur Mutterschaft drängen lassen. So wundert es nicht, dass gerade in Zeiten, in denen der Staat die Aufgaben der Pflege und Fürsorge wieder vermehrt in die Familie, also in die Hände der treusorgenden Ehefrau und Mutter geben will, die „Natur“ wieder als Argument eingesetzt wird, wie man es gerade braucht, um daran festzuhalten, dass diese unentgeltliche Arbeit auf dem Rücken der Frauen funktioniert. Gerade deshalb werden die angeblich tickenden biologischen Uhren den Frauen vorgehalten: Wenn man den Frauen schon keine Anreize schaffen kann, diese Erziehungsarbeit freiwillig zu übernehmen, wenn auch die früheren ökonomischen und sozialen Zwänge dafür weitestgehend wegfallen, will man ihnen nun Angst machen, dass sie aufgrund ihrer „Natur“ psychologische Schäden bekommen, wenn sie sich der Arbeit in der Kleinfamilie entziehen. Dementsprechend werden Männer und Frauen beständig verschiedene Zeitrahmen unter die Nase gerieben, in denen ihre Familienplanung verwirklicht werden muss. In Gesprächen mit Freundinnen erschien es mir fast, als sei der von der Gesellschaft vermittelte Zeitdruck die alleinige Motivation für ihren Eindruck, dass sie Kinder wollen. Frauen werden andauernd auf die Dringlichkeit ihrer Entscheidung hingewiesen – die sie deshalb auch eher treffen – während Männern nicht permanent vorgehalten wird, dass sie impotent werden, die Spermienzahl und -qualität zurückgeht, sie älter werden und zu erschöpft sind für Kinder. Dieser Mythos, dass Männer endlos Zeit mit der Familiengründung hätten, hält sich zwar beständig, bestätigt sich in der Realität aber nicht: er hält sich nur in den Ausnahmefällen der Talkshows und Celebritymagazinen. Die Mehrheit der Männer bekommt laut Statistik³ (Schmitt, 2004, S.4f) ebenso wie die Frauen auch keine Kinder mehr, wenn sie kinderlos die 40 überschritten haben. Der Vorteil scheint eher ein psychologischer zu sein und er wird benutzt, um uns weiß zu machen, dass Männer emotional unabhängiger sind. Frauen sind immer noch stärker darauf angewiesen, ihre Bestätigung durch die Liebesbeziehung zu finden: Da sie weniger stark im öffentlichen Leben Anerkennung bekommen, suchen sie diese in der Privatsphäre, also auch in der

Partnerschaft und Mutterschaft. Männern wird ein flexiblerer Charakter attestiert, ihrem Bedürfnis nach Selbstantfaltung können sie in verschiedener Weise nachkommen und Kinderlosigkeit deshalb eher verkraften. Die kinderlose Frau hingegen wird als tragisch und einsam gezeichnet. Ihr Drang nach Unabhängigkeit tut ihr angeblich nicht gut, wenn sie dafür ihren vermeintlich tief in sich arbeitenden Kinderwunsch aufgibt. Aus einer selbstbewussten Frau macht man somit ein Opfer der Frauenemanzipation, die ihre natürlichen Bedürfnisse nicht mehr sehen kann. In den Debatten über Kinderlosigkeit zeigt sich das Unbehagen, Frauen in ihrer vollen Souveränität zu respektieren: Kinderlosigkeit darf keine Normalität werden. Und Privatsache auch nicht. Man glaubt, Frauen immer noch in ihre Reproduktionsfähigkeit reinreden zu dürfen, als sei diese ein öffentliches Gut – das ist bei Kinderlosen ebenso wie bei Schwangeren und Müttern der Fall. Denn das ist es nun mal, was Frauen ideologisch an den Staat bindet: die Reproduktionsarbeit. Dementsprechend muss auch die Frau reguliert und kontrolliert werden, damit unsere Gesellschaft weiterhin Zugriff darauf hat. Dementsprechend belegte eine Studie in den USA, dass es über 400 Gesetze gibt, die den Frauenkörper regulieren, während es beim Männerkörper gegen Null geht.

Ähnlich wie Kinderlosigkeit wird auch der Schwangerschaftsabbruch rhetorisch systematisch ausgeblendet oder abgewertet, es darf kein normaler Bestandteil der Erfahrung von Frauen oder der Frauengesundheit in der Medizin sein. Dies lässt die Abtreibung randständiger erscheinen als sie ist, denn laut WHO hat jede dritte Frau in ihrem Leben einmal einen Schwangerschaftsabbruch. Mit der Stigmatisierung der Kinderlosigkeit wie auch der Abtreibung wird gerade verhindert, die tatsächlichen Bedürfnisse von Frauen anzuerkennen oder ihnen Gehör zu verschaffen. Warum erscheint es überhaupt akzeptabel, dass Staat und Gesellschaft Zugriff auf eine Frau bekommen, sobald sie schwanger wird? Es ist eine sehr private Entscheidung, die dennoch öffentlich verhandelt wird. Frauen müssen ihre Gebärnehfähigkeit wohl oder übel managen, sie haben sie sich nicht aussuchen können. Und deshalb müssen sie auch das Recht haben, diese ihren Bedürfnissen entsprechend kontrollieren zu können. Sonst werden ihnen im Gegensatz zu Männern immer Nachteile in der Gestaltung ihres Lebens entstehen. Wie viel Freiheit einem zugestanden wird, ist eng an Reproduktion verknüpft. Dass Abtreibung immer noch im Strafgesetzbuch geregelt ist, wirkt sich negativ auf die gesellschaftliche Wahrnehmung aus, was wiederum negative Auswirkungen auf die Frauen hat, die einen Abbruch vornehmen lassen wollen. Denn mit den gesellschaftlich vermittelten Schuld- und Schamgefühlen werden sie alleine gelassen. Außerdem gibt die potentielle Strafbarkeit konservativen Kräften die Möglichkeit, die Arbeit von Ärzt_innen mit Falschinformation und Klagen zu sabotieren; Ärzt_innen machen sich beispielsweise strafbar, nur wenn sie auf ihrer Webseite erwähnen, dass sie Abtreibungen anbieten,

³ Schmitt, C. (2004). Kinderlose Männer in Deutschland – Eine sozialstrukturelle Bestimmung auf Basis des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP). Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung. http://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.41162.de/diw_rn04-01-34.pdf [Zugriff: 8.5.15].

da dies als Werbung für eine illegale Tat ausgelegt wird. Abtreibung wird nicht als normaler Bestandteil der Frauengesundheit angesehen, zudem gibt es ganze Landstriche, vor allem im Süden Deutschlands, wo Frauen keine Ärzt_in finden, der einen Abbruch vornimmt: Zu groß ist die Angst vor Rufschädigung, wenn eine Gynäkolog_in als „Abtreibungsarzt“ gebrandmarkt würde. Das Stigma der Abtreibung geht so weit, dass Frauenärzt_innen diese während ihrer Ausbildung nicht als normaler Bestandteil der Frauengesundheit vermittelt wird. Aufgrund der mangelnden Auseinandersetzung halten sich die negativen Einstellungen auch in der Ärzteschaft (ein Problem, das sich ebenfalls in der Verteidigung der widersinnigen Rezeptpflicht für die „Pille danach“ widerspiegeln, die einen deutschen Sonderfall in der EU darstellte). Hinzu kommt, dass es in unserer Gesellschaft eine selbstverständliche Vorstellung ist, dass Frauen nach einer Abtreibung psychische Probleme bekommen können, was als Post-Abtreibungs-Syndrom (PAS) benannt wurde. Einmal mehr wird hier das Bild beschworen, Kinderlosigkeit sei ein Einfallstor für die Verrücktheit der Frau, zumindest aber eine Bedrohung für ihre psychische Stabilität. Als Krankheitsbild ist das PAS von keiner seriösen Institution weltweit anerkannt, was aber weder christliche Abtreibungsgegner noch die Populärwissenschaften davon abhält, die Existenz des Syndroms zu behaupten. Natürlich sollte man Frauen den Raum geben, auch Traurigkeit über ihren Schwangerschaftsabbruch zu zeigen und sich darüber auszutauschen, aber dahinter gleich schwere Depressionen zu vermuten, ist eine Behauptung, die von den betroffenen Frauen nicht bestätigt wird. Tatsächlich ergab eine Langzeitstudie der American Psychological Association (APA), dass die Zeit des größten Stresses, der Angstgefühle und der Unsicherheit, vor der Abtreibung liegt und nicht danach. Laut APA haben Abtreibungen keinen negativen Einfluss auf die psychische und physische Gesundheit von Frauen; hingegen könne eine ungewollte Schwangerschaft und der Umstand, keinen sicheren Zugang zu Abtreibungen zu haben, sehr wohl Traumata auslösen. Aber es darf nicht sein, dass es ein Gefühl der Erleichterung ist und nicht der Schuld, das Frauen nach einer Abtreibung empfinden. Tun sie es doch, wird ihnen Verantwortungslosigkeit und Gefühlskälte attestiert. Was das Aufbauen dieses Drucks angeht, agieren auch konservative Abtreibungsgegner_innen inzwischen sehr professionell. Im Internet gibt es zahllose Webseiten, die auf den ersten Blick wie Hilfsangebote für ungewollt schwangere Frauen wirken, ihnen tatsächlich aber mit falschen und angstmachenden Informationen Furcht und Schuldgefühle vermitteln wollen. Beraterinnen in Frauengesundheitszentren berichteten mir davon, dass Frauen in den letzten Jahren vermehrt mit großen Schuldgefühlen in die Schwangerschaftskonfliktberatung kämen, da sie verinnerlicht hätten, dass Abtreibung Mord sei. Ein Sieg konservativer und christlich-fundamentalistischer Abtreibungsgegner_innen, die es geschafft haben bildgebende Verfahren des Embryos so manipulativ zu inszenieren, dass dieser der Frau als gleichberechtigtes Rechtssubjekt gegenüber gestellt wird. Den Frauen wird dadurch vermittelt, dass das Pochen auf ihre eigenen Bedürfnisse nur egoistisch und selbstsüchtig sein kann: die perfekte Strategie, das Selbstbestimmungsrecht der

Frau aufgrund ihrer Gebärfähigkeit einmal mehr fundamental in Frage zu stellen und sie dahingehend zu konditionieren, sich schuldig und unfrei zu fühlen, so dass sie ihre Erfahrung nur im Zerrspiegel der Religion, der Moral, und der Politik sehen können.

Doch selbst wenn die Entscheidung zur Kinderlosigkeit eindeutig und selbstbewusst getroffen wurde, stellen einige Frauen es als ambivalent dar, um nicht hart oder verhärmkt zu erscheinen. Denn sie haben bereits die Erfahrung gemacht, dass, wenn sie ihre Kinderlosigkeit erklären, ihnen gerne eine Schlinge gedreht wird: Sind sie mal nicht glücklich, wird ihnen ihre Kinderlosigkeit als Mangel ausgelegt; sind sie glücklich, frönen sie nur selbstsüchtig ihrem eigenen Hedonismus. Ihre Aussagen werden umgemünzt in eine Abwehrhaltung, eine Verweigerungstaktik, Selbstsucht oder eine Selbstdüfte gegenüber einem unausweichlichen weiblichen Urbedürfnis. Viele meiner Interviewpartnerinnen sagten, sie wollten verhindern, dass ihre Partnerschaft durch eine Familiengründung auf eine reine Versorgungsstation für das Kind reduziert wird. Paare ohne Kinder weisen oft einen stärkeren inneren Zusammenhalt auf, da sie mehrere gemeinsame außerhäusliche Aktivitäten machen, sich intellektuell mehr austauschen und sich darin unterstützen, ihre Ziele zu verfolgen. Sie weisen zudem oft gleichberechtigtere Beziehungsformen als Eltern auf. Viele Interviewpartnerinnen waren sich sicher, dass eine vorher gleichberechtigte Partnerschaft durch Kinder aus der Balance kommen würde, weil unsere gesellschaftlichen Strukturen – vom Steuergesetz über die Arbeitszeiten bis hin zur Erwartungshaltung ans Mutterideal – eben fördern, dass mehr Arbeit an der Frau hängen bleibt, was in Beziehungen zu Konflikten und Unzufriedenheit führt. Diese Perspektive steht dem Klischee, dass das gemeinsame Kind jede partnerschaftliche Liebe krönt, sehr entgegen. Aber es ist nicht nur das panische Festhalten an der Verknüpfung Frau = Mutter, die mich bei dem Thema Kinderlosigkeit interessierte, sondern auch, wie und warum daraus seitens Politik und Medien ein solches Katastrophenzenario für den „Fortbestand der Nation“ konstruiert wird, angereichert mit jeder Menge unappetitlicher Paranoia. Da droht zum Beispiel die „Überfremdung“, gar das „Aussterben der Deutschen“, wenn Migrant_innen mehr Kinder bekommen. Dort wird vom Zusammenbruch des Rentensystems, der Pflege- und Gesundheitsversorgung geredet. Auch der Fachkräftemangel konnte bis kürzlich nur mit mehr Kindern gelöst werden, während Zuwanderung von Politikern wahlwirksam als Problem, nicht als Chance dargestellt wurde. Zahllose Schwierigkeiten in unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Bereichen werden auf die demografische Entwicklung zurückgeführt: Aber es ist ein genereller Trend, zumindest in den Industrienationen, dass weniger Kinder geboren werden. Und es ist keine neue Entwicklung: Demografischer Wandel hat zu allen Zeiten stattgefunden, Kinderlosigkeit ist kein Phänomen der Neuzeit⁴. Aber der Maßstab, an dem die aktuellen Zahlen gemessen werden, beruht auf

⁴ Corell, L. (2010). Anrufungen zur Mutterschaft. Eine wissenssoziologische Untersuchung zur Mutterschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot.

dem sogenannten „golden age of marriage“. Niemals zuvor oder danach wurden so viele Kinder geboren wie in den 1950er und 60er Jahren. Das statistische Bundesamt erfasste damals weit mehr als eine Million Neugeborene pro Jahr⁵. Diese Ausnahmephase wird dennoch bis heute als Referenzrahmen herangezogen.

„Mehr Kinder“ wird nun als einfaches Allheilmittel angepriesen mit zweierlei Effekt: Zum einen kann man somit der Frauenemanzipation die Schuld am „Niedergang der Nation“ geben. Zum anderen kann man andere Lösungen wie die Erleichterung der Zuwanderung, eine Erweiterung des Familienbegriffs und mehr Geld für Pflege und Kinderbetreuung auf die lange Bank schieben. Doch bei wachsender Arbeitslosigkeit und dem Ausbau des Niedriglohnsektors hilft auch ein Bevölkerungswachstum den Rentenkassen nicht. Die Soziologin Diana Hummel⁶ spricht hier von einer „Demografisierung gesellschaftlicher Probleme“⁷ Auch der Wirtschaftsstatistiker Gerd Bosbach⁸ beurteilt demografische Langzeitprognosen als moderne Kaffeesatzleserei: „Heutige Finanzierungsprobleme haben mit der demografischen Entwicklung bis 2050 nichts zu tun, aber die Löcher im Sozialsystem werden mit der Angst vor dieser Entwicklung schon heute gerechtfertigt“. Diese Panikmache zeugt also von einem Grundproblem der Demografie: Die Politik muss die Rahmenbedingungen an die aktuelle Lebensrealität der Menschen anpassen und nicht umgekehrt versuchen, die Menschen in das starre Korsett überholter Konzepte zu pressen. Gerne verortet man die sogenannte Bevölkerungsexplosion in den Ländern des Südens. Global gesehen wäre eine Reduzierung der Bevölkerung in den Industrienationen aber viel bedeutender, wenn man unseren Energieverbrauch, Konsumverhalten und das Ausmaß unserer Umweltzerstörung bedenkt: „Eine Geburt in Europa verursacht 160 Mal mehr Umweltschäden als eine in Äthiopien“, sagt der Bund Naturschutz. Dass die Entscheidung gegen ein eigenes Kind bedeutet, dass man keine gesellschaftliche Verantwortung tragen will, ist ein viel bedientes Klischee, um Kinderlosigkeit als Symptom für die wachsende Endsolidarisierung in der Gesellschaft abzustrafen. Ebenso wird sie als Symptom für die wachsende Individualisierung dargestellt. Aber ist diese Individualisierung nicht eher die Folge davon, dass Menschen in den althergebrachten Formationen nicht mehr zusammen leben wollen und können, während aber neue Formen des Zusammenlebens nicht gefördert und abgewertet werden? Zudem ist es eine Überlegung wert, ob mit der Kleinfamilie nicht bereits der Schritt zur Individualisierung und Isolation getätigt wurde. Und generell sollten wir uns die Frage stellen, welche Fallen wir uns selbst gestellt haben, indem wir daran festhalten, dass unser Bedürfnis nach Liebe vor allem im eigenen biologischen Nachwuchs und in der Kleinfamilie erfüllt werden kann. Denn die Kleinfamilie ist eben kein Garant für Liebe, Wärme, Sicherheit und Schutz gegen Einsamkeit, wie es gerade in Zeiten der Krise gerne propagiert wird, sondern vor allem ein Garant für die geschlechtliche Arbeitsteilung von privat und öffentlich, sichtbar und unsichtbar und bezahlt und unbezahlt. Nicht selten berichteten meine Interviewpartnerinnen, dass ihre Freundinnen in die Kleinfamilie „verschwinden“ würden, wenn sie Kinder bekämen. Kinderlose Frauen lehnen die Anforderung, dass jeder Mensch zur Gesellschaft etwas beitragen

solle, keineswegs ab. Im Gegenteil betonten viele, dass sie ohne Kinder mehr Kapazitäten haben, sich gesellschaftspolitisch zu engagieren, statt sich in die Kleinfamilie zurückzuziehen.

Bis heute hält sich hartnäckig das Missverständnis, dass Gleichberechtigung erreicht sei, wenn Frauen in die Arbeitsbereiche der Männer, die eben mit mehr Autonomie verbunden werden, vordringen können. Nicht berücksichtigt wird, dass wirkliche Gleichberechtigung nur dann funktionieren kann, wenn auch Männer die Arbeit übernehmen, die Frauen tun: Fürsorge, Pflege, Haushalt und Kinderbetreuung. Fürsorglichkeit darf nicht mehr als an ein Geschlecht gebunden, also als weiblich dargestellt werden, sondern als eine allgemein menschliche Qualität. In unserer Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit werden uns bestimmte Verhältnisse als Ideal verkauft. Gerade in Momenten der Einsamkeit und Instabilität erscheint die „Rama-Familie“ aus der Werbung wie ein Hort der Glückseligkeit und man verliert schnell mal aus dem Blick, wie viele Einbußen man im Leben dadurch gehabt hätte, welche Entbehrungen und Konsequenzen, mit denen man nicht glücklich geworden wäre. Insofern könnten wir alle unsere gegenseitigen Realitätschecks sein – im positiven Sinne. Aber um sich mit dem eigenen Lebensweg wohl zu fühlen, schaut man mit Häme auf die vermeintlich scheiternden Lebenskonzepte anderer, um deren Entscheidungen abzuwerten. Denn sie betreffen essentielle Lebensfragen, die den eigenen Lebensweg in Frage stellen könnten. Jede Entscheidung hat einen Preis und um den Preis zu rechtfertigen, den man selbst zahlen musste, tritt man der Alternative umso unversöhnlicher gegenüber.

Diese Form der Selbstgerechtigkeit findet natürlich nicht nur auf einer individuellen Ebene statt. Bei dem Keil, der zwischen Kinderlose und Eltern getrieben wird, handelt es sich in erster Linie um einen von Politik und Medien aufgebauten Konflikt. Die Stereotype von den verantwortungslosen Egoisten auf der einen und den kümmern den Bewahrern auf der anderen Seite werden instrumentalisiert, um zu prophezeien, dass eigentlich progressive Entwicklungen die Gesellschaft spalten würden, um diese damit abzuwerten. Die Debatten darum, wer hier das richtige oder falsche Leben führt, sind in erster Linie ein großes Ablenkungsmanöver davon, Strukturen zu hinterfragen und zu verändern, die unser aller Leben unfrei machen. Allein das Bestreben der sogenannten „Minderheiten“, in ihren Lebensformen abseits des noch tonangebenden Mainstreams anerkannt und respektiert zu werden, geht der neokonservativen Lobby der AfD, der besorgten Eltern, der Martenstein, Kelles und Martuseks schon zu weit. Denn eben darin sehen sie die größte Gefahr: im

5 Carl, C. (2002). Leben ohne Kinder. Wenn Frauen keine Mütter sein wollen. Reinbek: Rowohlt.

6 Hummel, D. (2013, April). Bedarfsplanung statt Demografisierung. Genethischer Informationsdienst 217, 23. <http://www.genethisches-netzwerk.de/gid/217/hummel/bedarfsplanung-statt-demografisierung-frei-online> [Zugriff: 8.5.15].

7 ebd.

8 Bosbach, G. (2007). Demografische Entwicklung in Deutschland. Realität und mediale Dramatisierung. In K. Biehl & N. Templ (Hrsg.), Europa altert – na und? Tagungsdokumentation. S. 28-32. http://media.arbeiterkammer.at/PDF/Sozialpolitik_in_Diskussion_4.pdf [Zugriff: 24.3.15].

Aufbrechen des scheinbaren Konsenses, dass nur ihre Lebenswelt die einzige normale, richtige und natürliche darstellt. Man kann froh sein, dass Kinderlose sich nicht von einer Rhetorik verunsichern lassen, die ein veraltetes Gesellschaftsbild wieder gerade rücken will, das die Familiengründung zentral als den sinnstiftenden Wert der Bürgerinnen darstellt. Aber Kinderlose kreieren und testen neue Formen des solidarischen Zusammenlebens aus, die unsere Gesellschaft sowieso benötigt. Denn die hohe Scheidungsrate und hohe Zahl an Alleinerziehenden zeigt, dass die Kleinfamilie nicht die Form ist, in der viele Menschen leben können und wollen. Aber unsere Gesetze spiegeln wider, dass die heterosexuelle Kleinfamilie der Standard sein soll. Finanzielle Maßnahmen für das Zusammenleben mit Kindern sind fast ausschließlich auf die Kleinfamilie zentriert, homosexuelle Lebenspartnerschaften und soziale Elternschaft werden weiterhin entwertet. Die Fokussierung auf die Kleinfamilie führt sogar zu solch abstrusen Phänomenen, dass durch das Ehegattensplitting Ehepaare ohne Kinder besser gestellt sind als Alleinerziehende mit Kindern, was auch verdeutlicht, dass diese Maßnahmen sich weniger an dem viel beschworenen „Wohl des Kindes“ orientieren. So stellen Kinderlose eine Art Resetknopf dar. Sie machen die Unzufriedenheit gegenüber den alten Familienkonzepten und Geschlechterverhältnissen deutlich und etablieren das Nachdenken über Alternativen, die auch wieder das Zusammenleben mit Kindern ermöglichen, auch wenn es nicht die eigenen biologischen sind. So berichten viele meiner Interviewpartnerinnen davon, dass sie u.a. gemeinsam mit Eltern Mehrgenerationenhäuser und Wohngemeinschaften kreieren, die auch die Herausforderungen der Pflege und der

Altersarmut miteinbeziehen. Somit zeigen sie auch die Wichtigkeit der Aufwertung sozialer Elternschaft, anstatt nur die biologische als richtig darzustellen. Das Konzept der sozialen Elternschaft kann auch eine Perspektive sein, die die tickenden Uhren mancher Menschen verstummen lassen kann, so dass sie sich vielleicht auch eher den Versprechungen von jahrelangen reproduktionstechnologischen Eingriffen entziehen können, wenn man ihnen also nicht mehr einredet, dass sie ihr Bedürfnis nach Liebe, Gemeinschaft und gesellschaftlicher Anerkennung nur mit eigenem biologischen Kind erfüllen können. In Kanada ist im Gegensatz zu Deutschland diese soziale Elternschaft schon rechtlich abgesichert. Bis zu vier Personen können im Konzept des social guardianships gleiche Rechte und Pflichten haben wie biologische Eltern. Denn Kinder, um die man sich im eigenen Umfeld kümmern und mit denen man auch enge Beziehungen eingehen kann, gibt es schließlich genug. Und Eltern bzw. Mütter sind oft für jede Unterstützung dankbar. Der Begriff „kinderlos“ entwirft, wenn man ihn von der biologischen Nachkommenchaft entkoppelt, eventuell ein falsches Bild, denn tatsächlich leben viele Menschen ohne eigenen Nachwuchs mit Kindern in ihrem sozialen, partnerschaftlichen und beruflichen Umfeld. Die von mir interviewten Frauen ziehen aus ihrer eigenen Abweichung viel Positives. Sie äußern mit Stolz, dass sie eigene Wege gehen und sich nicht von Normen haben einschüchtern lassen. Das größte Potenzial der weiblichen Kinderlosigkeit ist somit wohl auch der Grund, warum versucht wird, sie als so profundes Problem abzukanzeln: Denn sie etabliert neue Konzepte von Weiblichkeit – und zwar abgekoppelt von der Fürsorgearbeit. Und davon können alle Frauen profitieren.

DOI: 10.5771/1866-377X-2017-4-176

Gewalt in der Geburtshilfe – Erfahrungsberichte und Wünsche an Juristinnen*

Dr. phil. Katharina Hartmann

Human Rights in Childbirth, ehem. Vorstand von Mother Hood e.V., Panel Sicherheit, Gesundheit, Selbstbestimmung, Nicht-Diskriminierung: Die Rechte von Schwangeren und stillenden Müttern

Schwangere Frauen und junge Mütter sehen sich heute einer Vielzahl von Möglichkeiten, Ansprüchen und Erwartungen ausgesetzt, die es ihnen zunehmend erschweren, eine selbstbestimmte Haltung zu Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit zu finden. Die Möglichkeiten der Pränataldiagnostik werden ihnen häufig nicht als Angebote, sondern als Regelprogramm und unausgesprochene Pflicht gegenüber dem Ungeborenen präsentiert. Die Geburt wird in ihrem Ablauf häufig von ökonomischen und organisatorischen Notwendigkeiten im Klinikalltag dominiert. Die Wahrnehmung der Abläufe aus der Frauenperspektive lässt die Geburt für viele zu einer Erfahrung werden, in der ihnen die Selbstbestimmung genommen wurde.

Geburt als Gewalterfahrung

Ich bin keine Juristin. Ich wurde eingeladen, um die Frauenperspektive zu berichten. Es gibt viel zu berichten und was ich heute mitbringe, ist leider nicht schön. Es geht um Ohnmacht und Bevormundung und Gewalt. Und um ein gesellschaftliches Tabu. Geburt gilt bei uns als schlimm und Frauen haben das zu ertragen.

Ich möchte Sie bitten, Sich folgende Situation vorzustellen: Ein Mann berührt eine Frau in der Vagina. Er sagt: „Mädchen, entspann dich, dann tut es nicht so weh!“ Die Frau schreit und windet sich und ruft wiederholt: „Nein, nein, das tut so weh, hören Sie sofort auf! Bitte, hören Sie auf!“ Aber der Mann hört nicht auf. Es stehen zwei weitere Personen im Raum und sehen zu.

* Dieser Text ist eine leicht überarbeitete Fassung des Beitrags auf dem 42. djb Kongress am 22. September 2017 in Stuttgart.